

Johannes Herber

Meine Kirgisienreise im November 2005

Wenn der Mensch älter wird, wird er besonders empfindlich gegen Nostalgie und Sentimentalität. Ich habe jetzt gerade das Alter erreicht, wo man immer öfter zurückschaut auf das verflossene Leben. An manches möchte man nur ungern erinnert werden, denn es bereitet einem nichts als Schmerz und Mitleid mit sich selbst und seinen Nächsten. Aber manches möchte man so gerne noch einmal sehen und erleben vor dem unvermeidlichen Ende. Wie heißt es doch so schön: „Vergiss nie das Land, wo deine Wiege stand, denn es gibt kein zweites Heimatland.“ Meine Wiege stand zwar nicht in Kirgisien, aber immerhin verlebte ich dort 32 gute und auch schlechte Jahre. 28 Jahre sind mit der damaligen Kirgisischen Staatlichen Universität verbunden (7 Jahre Abendstudium und 21 Jahre Arbeit an der Fakultät für Fremdsprachen).

Ich wohne jetzt seit 16 Jahren in Deutschland. 1993 besuchte ich Kirgisien für zwei Wochen. Da gab es schon sehr große Veränderungen seit 1990. Ich hatte die Kontakte mit Kirgisien nie abgebrochen. Dafür sorgten Briefwechsel, Telefonate, Fernsehen, Internet und Begegnungen mit Leuten aus Kirgisien, die zu verschiedenen Zwecken Deutschland besuchten. Das waren hauptsächlich meine ehemaligen Studenten und Kollegen. So dass ich immer über die Ereignisse in Kirgisien im Laufenden war. Aber, besonders in den letzten Jahren, sehnte ich mich immer stärker danach, Land und Leute, hauptsächlich Verwandte, ehemalige Studenten, Kollegen und andere Bekannte, das Grab meiner Mutter noch einmal zu besuchen, zu sehen, mit ihnen zu reden. Ich dachte immer öfter daran, dass ich mich jetzt noch selbständig fortbewegen, zur Not auch etwas Gepäck mitnehmen könnte. Wenn ich mal an den Rollstuhl oder gar ans Bett gefesselt sein würde, würde ich es mir nicht verzeihen, dass ich mir diesen Wunsch rechtzeitig nicht erfüllt hatte. Meine Frau war strickt gegen solch ein Unternehmen: beide herzkrank, abgesehen von anderen Krankheiten, das beträchtliche Alter (78 und 73), 6 Stunden Flug oder 7 Tage Zug – all das ist wirklich kein Zuckerlecken mehr für uns. Aber zusammen mit der Schwester meiner Frau, die sich verpflichtete, sich in meiner Abwesenheit um meine Frau zu kümmern, schafften wir es, sie zu überreden. Jetzt musste aber schnell gehandelt werden, denn „schon rückte November grau heran“, und ich wollte nicht in den Winter hinein kommen.

Ich nahm die nötigen Papiere, fuhr nach Detmold (unserer Kreisstadt) zu meinem bekannten Reisebüro, und in zwei Stunden waren die nötigen Bestellungen (Flugticket, Visum, Versicherungen) bestellt. Nach einer Woche konnte ich die Papiere abholen. Alles zusammen kostete (mit Hin- und Rückflug) gegen 800 Euro. Gepäck nahm ich nur einen kleinen Koffer auf Rollen, Gewicht 6 Kilo, meinen Regenschirm und eine warme Jacke (mehr durfte ich auch nach ärztlichen Vorschriften nicht tragen). Im Koffer waren: Wäsche, Rasierzeug, Fotokamera, Blutdruckmessapparat und ein Haufen Medikamente, ohne die ich überhaupt nicht mehr leben kann.

Ich hatte anfänglich mit drei Wochen Aufenthalt in Bischkek gerechnet: hin am 29. Oktober von Hannover und zurück am 18. November nach Frankfurt am Main. Doch als die Papiere schon alle fertig waren, hieß es: die Flüge nach Frankfurt seien bis auf weiteres gestrichen. Und nach Hannover gab es nur zwei Flüge im Monat. Also musste ich entweder 2 oder 4 Wochen in Kirgisien bleiben. Ich entschied mich für 4 Wochen. Eigentlich hatte ich anfänglich Bedenken – was sollte ich 4 Wochen lang in Bischkek tun, wo doch die meisten Leute, auch meine Enkelin, bei der ich wohnen wollte, berufstätig sind. Doch meine ehemalige Chefin Frau Schangerejewa, die mich im Flughafen Manas empfangen sollte, wies meine Zweifel entschieden zurück. Sie sagte: „Schämen Sie sich nicht? Sie lebten 32 Jahre in Kirgisien, haben dort so viele Freunde und haben plötzlich Angst vor Langeweile!“

Am 29. Oktober war es endlich soweit. Um 14 Uhr kam mein Neffe und holte mich ab. Wir kamen ziemlich früh zum Flughafen Hannover (111 km von meiner Garage). Er blieb bei mir bis der Koffer von

der Sicherheitskontrolle geröntgt und versiegelt war (ab jetzt durfte ich den Koffer nicht mehr öffnen). Mein Neffe brachte mich und den Koffer zu einer Bank in der Nähe des Abfertigungssektors. Es dauerte noch ziemlich lange, bis die Gepäckannahme und Flugpapierkontrolle begann, und ich entließ meinen Neffen. Endlich begann die Abfertigung nach Bischkek, an zwei Schaltern, so dass dieser Prozess nicht lange dauerte. Jetzt musste ich selbst durch die Kontrolle: Handtasche und Jacken kamen in eine Schüssel und durch die Röntgenanlage, ich selbst musste durch einen Magnetbogen gehen. Jetzt hieß mich der Beamte, mit meinen Sachen zu einem Tisch zu gehen. Er fragte, was in der Handtasche sei. Ich sagte, es sei Arznei. Nein, meinte er, da ist auch ein Taschenmesser drin. Ich musste es herausholen, ein ganz kleines Taschenmesserchen mit einer 4 cm langen Klinge. Der Mann sagte, das dürfe ich nicht bei mir mit ins Flugzeug nehmen, ich hätte es in den Koffer legen sollen. Da ich keinen Begleiter mehr hatte, schlug er mir vor, das Messer in der Gepäckaufbewahrung abzugeben. Man würde es mir für 5 € aufbewahren, bis ich zurückkäme. Ich sagte ihm, das könne ich zu Hause im Geschäft für 3 € kaufen, er solle es jemandem schenken. Ich sah, dass in einem Korb nicht weniger als ein halbes Hundert Feuerzeuge lagen, die die Passagiere auch nicht mit ins Flugzeug nehmen durften. Ich ging weiter in den Warteraum. Nach noch ca. einer halben Stunde Wartezeit wurden wir zum Einsteigen eingeladen. Die Passagiere nahmen streng ihre vorgeschriebenen Plätze ein. Das Flugzeug startete nach einer halben Stunde Verspätung und war genau 6 Stunden in der Luft, wie es im Plan vorgeschrieben war. Als wir in Manas ankamen, stiegen wir aus dem Flugzeug in einen großen Bus, der uns die 200 m in das Flughafengebäude brachte. Auffallend war, dass der ganze Platz um das Flugzeug herum voller Militärs war, fast so viele wie es Fluggäste gab. Der Raum der Passkontrolle war voller Menschen, denn kurz vor uns war ein Flugzeug aus Moskau gelandet. Doch die Passkontrolle ging trotzdem zügig voran, es arbeiteten mehrere Passkontrolleure gleichzeitig.

Nach der Passkontrolle gingen wir durch einen Raum, wo das Gepäck auf uns schon wartete. Ein jeder nahm seines und ging in den Zollraum. Vor der Prozedur der Zollkontrolle hatte ich panische Angst, obwohl ich ganz wenig Gepäck hatte und schon gar nichts Verbotenes, denn man erzählte mir, dass man hier von jungen Kerlen empfangen wird, die ungeniert von jedem Fluggast 20 € verlangten und dich dann unbehindert an den Zoll vorbeiführten. Ich sagte, aber wenn ich mich weigere zu zahlen oder eine Quittung verlange? Dann wird man sie bis auf die Haut filzen, war die Antwort. Aber ich sollte keine Angst haben, vor einem Auslandspass hätten sie noch etwas Respekt.

Ich schaute mich in dem Saal um nach Formularen für die Deklaration, die liegen gewöhnlich in anderen Flughäfen frei auf den Tischen mitsamt Kugelschreiber. Hier waren keine zu sehen. Aber ich sah hinter einer Theke, dass ein junger Beamter einen Packen solcher Formulare fest in der Hand hielt. Ich ging zu ihm und fragte, ob ich ein Formular haben könnte. Er gab mir schweigend das Formular. Ich ging zur Seite und füllte es aus. Dann überreichte ich es ihm zusammen mit dem Pass. Er nahm die Deklaration wieder schweigend, schaute sie flüchtig durch, machte einige Vermerke, drückte einen Stempel drauf und legte sie zur Seite und zeigte mir mit der Hand, wo ich hinaus gehen sollte. Draußen sah ich schon von weitem an der Barriere Frau Schangerejewa und meine ehemalige Studentin Lili Abramowa. Sie kamen mir entgegen, nahmen das Gepäck und wir gingen ins Freie, wo die Taxis hielten. Sie gingen schnurstracks auf ein Auto los mit der Aufschrift „Supertaxi“. Der Fahrer verstaute das Gepäck im Kofferraum, meine Begleiter hießen mich, auf dem Beifahrersitz Platz nehmen, selbst setzten sie sich hinten hinein, und wir fuhren los.

Ich möchte von vornherein unterstreichen, dass mir diese Reise eine Fülle vonindrücken brachte, sowohl positiver als auch negativer. Ich bemerkte sofort die breite, schnurgerade Allee, auf der wir vom Flughafen Manas nach Bischkek fuhren, die hell beleuchtet war. Sie macht sofort auf den Neuankömmling einen sehr guten Eindruck. Nur in der Mitte der Strecke wurde sie dunkel, um sich auf der Einfahrt zur Stadt wieder in ein Lichtermeer zu verwandeln. Dann kam ich aus dem Staunen nicht mehr heraus. Mir fiel die Menge von Hochhäusern auf, die es in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts noch nicht gab. Mit dem Bau solcher Hochhäuser wurde in jenen Jahren sehr vorsichtig vorgegangen, denn Frunse liegt wie bekannt in einer seismischen Zone. Ich erinnere mich noch ganz gut, wie in den

60er Jahren der Bau des 8stöckigen Hotels dem Bahnhofgebäude gegenüber aus diesem Grunde für einige Jahre eingestellt werden musste. Obwohl es noch Nacht war, erkannte ich auch nach 16 Jahren noch manche Straßen, so z.B. den Prospekt Molodaja Gwardjia mit der Skulpturengruppe, den Prospekt Mira mit einer der ersten Unterführungen im Rayon des Lenin-Werkes unter die Eisenbahn und der Vielzahl von Hochhäusern u. a. Wir bogen in die Ainistraße ein, dann in die mir vertraute Duschanbinkajastraße. Hier kam ich erst recht nicht mehr aus dem Staunen, aber schon anderer Art. Die 4stöckigen „Chrutschow“-Häuser sind mit einem Netz von geschmacklosen Kiosken aller Art gesäumt. Die meisten dieser Häuser sind mit Anbauten versehen, jeder auf seine Art, je nachdem, wie dick der Geldbeutel des Inhabers war. Auf der anderen Straßenseite, auf dem Sektor der Privathäuser, heben sich zwischen den alten Häusern richtige Paläste hervor, die von festungsartigen Mauern umgeben sind. Die Bürgersteige vor solchen Häusern sind mit teuren Figurenziegeln ausgelegt, und zwar von der Mauer bis zum Fahrdamm. Das ist jetzt Privateigentum und der Inhaber parkt hier seine Autos, so dass der arme Fußgänger nicht weiß, wie er auf diesem gepflegten Grundstück an den Palast vorbeikommen soll.

Aber der Hammer war, als ich auf „meinen“ ehemaligen Hof kam mit den alten Schlaglöchern, zu denen nur noch eine Menge neue hinzugekommen waren. Als ich durch die Tag und Nacht offen stehende Eingangstür in das unbeleuchtete Treppenhaus trat mit den uralten, völlig zerschlagenen und zerbrochenen, halb herunterhängenden Briefkästen, die meist mit Schmutz gefüllt sind, hatte ich den Eindruck, dass ich in einen schon hundert Jahre lang nicht mehr bewohnten Raum geraten war. Die Wände, der Fußboden zerbröckelt, die Leitungsdrähte und Kabel hingen von den Wänden herunter, so dass sie ein jedes Kind mit den Händen herunterreißen und so die Einwohner ohne Strom, Telefon und Fernsehantennen lassen konnte, zumal, wie gesagt, die Haustür Tag und Nacht offen steht. Ich musste über Haufen von Schmutz und Kehricht schreiten. Die Bewohner stellen Plastikbeutel mit Schmutz und Abfällen ins Treppenhaus neben die Wohnungstür und „vergessen“, sie hinauszutragen. Die Ursache ist die, dass die Wohnungen „privatisiert“, das heißt ausgekauft sind. Sie sind jetzt Privateigentum der Bewohner. In den Wohnungen achten die Leute auf Ordnung, die sind ja ihr Eigentum. Aber die Treppenhäuser gehören niemandem. So kümmert sich auch keiner darum. Den Einwohnern mangelt es an Geld und Kollektivsinn, und einfach an etwas Kultur, um die Treppenhäuser selbst in Ordnung zu halten.

Schon am ersten Tag meines Aufenthalts in Bischkek konnte ich mich etwas bei Tageslicht in der Nähe meines Quartiers umsehen. Ich stand auch später stundenlang an der Ecke der Straßenkreuzung Duschanbinkaja-Straße (heute Toktonalijewa – Straße) und Prospekt Achunbajewa und beobachtete den sehr regen Straßenverkehr. Ich hatte schon ganz vergessen, wie breit „unsere“ Straße „50 let Oktjabrja“ (50 Jahre Oktoberrevolution, heute die Issa-Achunbajewa-Straße, nach dem berühmten Chirurgen benannt) ist. Es ist ja wirklich ein großstädtischer Prospekt mit gut asphaltiertem Fahrdamm und gut sichtbarer Markierung. Ich war überhaupt angenehm überrascht über die Breite der meisten Straßen in Bischkek, nachdem ich mich in 16 Jahren schon an die meistens engen Straßen in Europa gewöhnt habe. Und die Autos! So viele Autos, wie man sie in deutschen Großstädten oder auf Autobahnen sieht. Und sehr viele erstklassige, teure Autos. Und fast alle kommen aus Deutschland, so dass ich manchmal glaubte, ich sei in Deutschland, wenn das chaotische wilde Fahren nicht wäre. Die Fahrer haben es alle ungeheuer eilig, da gibt es keine Geschwindigkeitsgrenze, keine Straßenverkehrsordnung, keine Rücksicht auf Fußgänger. Bei Rot wir so nah an die Straßenkreuzung herangefahren, dass die Fußgänger ständig um ihr Leben bangen müssen, obwohl es gut bemerkbare Haltelinien gibt. Dann wird noch bei Rot angefahren und einander überholt. Da fragte ich mich immer: wozu sind denn die Haltelinien da, wenn sie keiner, aber auch gar keiner beachtet? Warum mischt sich die Verkehrspolizei nicht ein? Warum werden die Verkehrssünder, die das Leben der Passanten gefährden, nicht geblitzt und bestraft? Ich habe mit manchen älteren Taxifahrern über dieses Problem gesprochen. Manche behaupten, dieses Chaos auf den Straßen geschehe nicht nur durch Missachtung der Fahrregeln von den Fahrern, sondern auch oft, weil sehr viele Fahrer die Fahrregeln überhaupt nicht kennen. Sie haben Geld, kaufen ein Auto, kaufen Fahrpapiere und fahren! Mit einem Wort: die Autofahrer fahren schräg über die Straße, fahren im Zick-Zack, überholen einander, halten, wo es ihnen gefällt, fahren sogar bei Rot über die Kreuzung, nur nicht nach den Fahrregeln. Man hat den Eindruck, dass lauter Zirkusartisten am Werk seien.

Es muss aber hervorgehoben werden, dass das Verkehrsproblem in der Millionenstadt (vor meiner Ausreise hatte Frunse ca. 600 000 Einwohner, heute sollen es schon 1 200 000 sein) quantitativ so einigermaßen gelöst ist. Die Hauptrolle fällt hier den Hunderten von Linienkleinbussen zu. Der Fahrpreis ist auch für das geringe Einkommen der meisten Stadtbewohner relativ gering – 5 Som pro Person und Fahrt, das sind ca. 10 Eurocent. Von Bischkek (Ostbusbahnhof) nach Kant (ca. 22 km) kostet die Fahrt mit ebensolch einem Kleinbus 10 Som. Eine Taxifahrt in einer Richtung durch die Stadt kostet 70 Som, bei telefonischer Bestellung – 75 Som. Man braucht gar nicht lange zu warten, man muss nur bei den Linienbussen wissen, welches Fahrzeug wohin fährt. Da sind wir aber an einen wunden Punkt angelangt. Es ist gar nicht so einfach, wenn der Bus angebraust kommt, zu bestimmen, was auf seinem Schild in Kleinbuchstaben geschrieben steht. Man kann bestenfalls die Nummer der Route erkennen, aber wie viel Stadtbewohner (noch weniger Gäste) wissen so genau, welche Nummer wohin fährt?! Eigentlich müssten ja diese Linienbusse an bestimmten Haltestellen halten, so ist es Vorschrift. Dann könnten dort Tafeln mit den Nummern der Routen angebracht werden, die hier Halt machen, so wie es früher bei den Bussen und Trolleybussen war. Aber wer hält sich hier schon an Vorschriften, wenn sogar die Verkehrsregeln für die PKW nicht beachtet werden! Diese Linienkleinbusse halten auf Wunsch der Fahrgäste an einer beliebigen Stelle, sei es zum Einsteigen, oder zum Aussteigen. Jeder Halt bringt dem Fahrer 5 Som in die Tasche. Außerdem sind die Haltestellen auch gar nicht geeignet, so viele Fahrzeuge zu bedienen.

Andererseits war ich anfangs immer sehr angenehm und dankbar überrascht, wenn ich in einen Bus stieg und man mir sofort einen Platz zum Sitzen anbot, was in Deutschland eine Seltenheit ist. Ich musste niemals in einem überfüllten Fahrzeug stehen. Die alten Leute zahlen in den städtischen Verkehrsmitteln außerhalb der Spitzenstunden fast nur den halben Preis. Auf den Straßen sind die Leute meistens sehr hilfsbereit. Sie rechnen meistens nicht mit ihrer teuren Zeit und zeigen und erklären den Ortsfremden geduldig den Weg oder eine andere Situation. Am vorletzten Tag meines Aufenthalts in Bischkek (es war ein regnerischer Tag, an dem es sogar schneite) hatte ich das Pech, beim Überschreiten eines Straßengrabens, der mit schmutzigem Wasser gefüllt war, da hineinzufallen. Man stelle sich mal vor, wie mir zumute war, als ich wie gelähmt mit der ganzen Kleidung bis an der Brust in dem kalten Morast lag, in der einen Hand den Regenschirm, in der anderen eine Plastiktasche mit der Fotokamera, mit Brieftasche und meinen Dokumenten, und am anderen Tag musste ich abfliegen. Ich war in dem Moment wirklich hilflos und echt verzweifelt. Ungefähr 50 m hinter mir kamen 3 oder 4 junge Frauen. Die kamen schnell herbei gerannt und zogen mich buchstäblich aus dem Graben auf den Fahrdamm, scheuten sich nicht, ihre Hände und saubere Kleidung an mir schmutzig zu machen. Ich stand da wie ein Bündel Elend, und von mir troff das schmutzige, kalte Wasser. Eine der Frauen lief auf die andere Straßenseite und holte ein Taxi herbei. Sie überredeten den Fahrer, der mich ganz skeptisch ansah, mich schnell nach Hause zu bringen. Ich hatte nicht mal Zeit, nach Namen und Adressen der Frauen zu fragen, die hatten es sehr eilig, mich in Sicherheit zu bringen, an sich und ihre durch mich verschmutzte Kleidung dachten sie am wenigsten. Ich konnte ihnen nur in der Eile meine Telefonnummer nennen und sie bitten, mich anzurufen. Warum ich hier diese Episode so ausführlich beschreibe? Erstens, um zu zeigen, dass die Leute in Bischkek trotz ihres meistens sehr bescheidenen, um nicht zu sagen ärmlichen Daseins, ihr menschliches Gesicht und eine hohe Moral nicht verloren haben. Zweitens, wegen der Hoffnung, auf diesem Wege doch noch mit meinen Retterinnen Kontakt aufzunehmen und ihnen in aller Form meinen Dank auszusprechen.

Wenn ich durch die Straßen von Bischkek ging, musste ich mich immer wieder wundern, wie viele große, teure Privathäuser in die freien Lücken hineingezwängt sind und auch heute noch immer gebaut werden, die durch ihre Größe und ihren Prunk gar nicht in das Straßenbild hineinpassen, manche sind wahre Paläste oder ähneln mehr Festungen als gewöhnliche Wohnhäuser. Wie viel Geld wird da unnötig verschwendet durch das Errichten verschiedener unnötiger Schnörkel. Die Leute wollen ihren Reichtum geradezu zur Schau stellen. (In Deutschland gibt es auch viele Millionäre und Milliardäre, aber die stellen ihren Reichtum nicht so zwecklos zur Schau.) Mit einem Wort – der Kontrast zwischen Arm und Reich fällt einen auf jeden Schritt ins Auge. Wenn man das so mit an sieht, drängt sich immer Zweifel auf, ob es in der Stadt überhaupt einen Architekten gibt, denn jeder baut nach eigenem Geschmack und eigener Tasche.

Zweifellos positiv sind einzuschätzen die großen Bauten auf dem Gebiet des Bildungswesens, hauptsächlich was die zweckmäßigen Inneneinrichtungen betrifft. Ich hatte die Möglichkeit, mir das Innere der Amerikanischen Universität anzusehen. (Na ja, sie befindet sich im ehemaligen Regierungsgebäude, und die Regierung wird ja doch wohl ihren Sitz in keinem schlechten Gebäude gehabt haben.) Einen ganzen Tag lang führte mich meine ehemalige Studentin Bernet Busurmanowa durch die Räume der Kirgisisch-Türkischen Universität namens „Manas“. Eine andere meiner ehemaligen Studentinnen, Anara Bazarbaeva, zeigte mir voller Stolz die SOS-Mittelschule namens Hermann Gmeiner, deren Direktorin sie ist. Diese Schule möchte ich besonders hervorheben, nicht nur ihres zweckmäßigen Gebäudes wegen, sondern auch die Kinder, die hier lernen, meistens Waisenkinder, verdienen ein besonderes Lob. Solche akkurate, disziplinierte Kinder habe ich in noch keiner Schule angetroffen. Sie sind akkurat in der Schulform gekleidet, und als wir an einer Klasse vorbeikamen, standen wie auf Kommando alle auf und begrüßten uns. Die Schule ist drei Jahre alt, sieht aber aus, als ob sie gestern erst in Betrieb genommen wäre. Mit einem Wort – eine Eliteschule, in der zu arbeiten es eine Ehre und eine Freude sein muss. Selbstverständlich ist das alles das Verdienst des Lehrerkollektivs dieser Schule und ihrer Verwaltung.

Am 15. November gegen Mittag war ich mit meiner langjährig bekannten Familie Karla-Maria und Igor Iljitsch Schälike verabredet. Gegen 12 Uhr mittags kam aus dem Rehabilitationszentrum für geistig und physisch behinderte Kinder, das von Karla-Maria gegründet wurde und geleitet wird, ein Auto und holte mich von zu Hause ab. Wir fuhren die Achunbajewa-Straße entlang durch die ganze Stadt zum Rehasentrum. Dort wurde ich von Karla-Maria und Igor Iljitsch empfangen. Nach kurzer Begrüßung und Einführung in die Geschichte dieser medizinischen und Lehranstalt führte mich Igor Iljitsch, der hier die Posten des „Finanzministers“, eines Pädagogen, Lehrers und Erziehers vertritt, durch das bescheidene Reich des kirgisischen Rehasentrums dieser Art mit dem genauso bescheidenen aber treffenden Namen „Nadjeshda“ (Hoffnung). Die Geschichte allein dieses Unternehmens würde schon den Rahmen eines Zeitungsartikels, das diese meine Reiseschilderung werden sollte, sprengen, deshalb kann ich nur ganz kurz darauf eingehen.

Die Geschichte des Zentrums „Nadjeshda“ begann im Jahre 1989 auf Initiative der Familie Schälike, die selbst in ihrer Familie drei elternlose und zum Teil kranke Kinder verschiedener Nationalität großzogen. (Heute sind diese Kinder schon alle erwachsen, haben unter der liebevollen Obhut ihrer Adoptiveltern eine ausgezeichnete Erziehung und Ausbildung genossen und werden bald selbständig mit beiden Beinen fest im Leben stehen und eigene Familien gründen.) Die heute ca. 70 Kinder verschiedenen Alters, verschiedener Nationalitäten und verschiedener Krankheitsstufen und ihre fast genauso große Anzahl von Betreuern, die sich alle als eine große Familie verstehen, existieren fast ausschließlich von Spenden und Zuweisungen ebensolcher großzügiger Leute wie Karla-Maria und Igor Iljitsch. Die meisten Mittel kommen aus dem Ausland und von relativ begüterten Eltern oder Angehörigen der Kinder. Sogar die bescheidenen Gehälter der Mitarbeiter kommen von großmütigen Spendern. Ein großes Verdienst kommt hier der Person und der Autorität des weltberühmten kirgisischen Schriftstellers Tschingis Aitmatow zu. Die Familie Schälike selbst führt ein sehr bescheidenes, fast Asketendasein. Aber sie sind glücklich, wenn sie ein kurzes Lachen ihrer Zöglinge hören können, das wie ein kleiner Sonnenschein am trüben Herbsthimmel erscheint.

Man muss nicht wenig staunen, wenn man heute sieht, wie aus einem Nichts ein ganzer Komplex von Erziehungselementen im Laufe von 16 Jahren auf dem Boden der herzlosen Bürokratie entstanden ist. Das waren 16 Jahre Kampfes um die Existenz recht- und mittelloser Kinder. Aber desto freudiger erstrahlt Karla-Marias Gesicht, wenn sie sich erinnert, wie am Anfang ihres Unternehmens so manche Leute ihr einen Vogel zeigten, und wie die Besucher des Zentrums heute staunen. Da kommen einen unwillkürlich Puschkins Zeilen in den Sinn:

**„Tief in Sibiriens Erz und Stein
 Harrt in Geduld ergeben,
 Nicht nutzlos wird Euer Schaffen sein
 Und Euer Denken hohes Streben.“**

Also: Kopf hoch, liebe Karla-Maria und lieber Igor Iljitsch!

Erst in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Bischkek führte mich mein Bekannter Edwin Hecht in das „Kirgisch-Deutsche Haus von Bischkek“, das sich in der Achunbajewa-Straße befindet. Hier machte ich die Bekanntschaft der Mitarbeiter und der Arbeit des Hauses. Leider wusste ich zuvor gar nicht, dass es in Bischkek überhaupt solch eine Anstalt gibt. Und hatte jetzt auch zu wenig Zeit, mich eingehender mit der Struktur und der Tätigkeit des Hauses zu befassen. Deshalb habe ich auch nur einen Teil von der Tätigkeit des Deutsch-Kirgischen Hauses mitbekommen.

Ich machte die Bekanntschaft mit dem Vorsitzenden des Rates der Deutschen in Kirgizstan Valerij Isidorowitsch Dill, langjähriger Deputat des Obersten Volksrates Kirgisiens unter Präsident Akajew, der sich die Zeit nahm, sich mit mir eine halbe Stunde lang zu unterhalten. Er ist ein Mann mit allseitiger Erudition und phänomenalem Gedächtnis, der sich gut in der Geschichte der Russlanddeutschen und der Geschichte und Politik Kirgisiens auskennt. An seiner Seite arbeiten die Direktorin der Filiale der Sozialstation Frau Irina Suprunowa; die Koordinatorin des Knotenpunkts Bischkek vom Bildungs- und Informationszentrums des Deutsch-Russischen Hauses in Moskau Frau Jelena Perewosnikowa; Frau Irina Starikowa, Sekretärin, die jede Gelegenheit ausnutzt, um ihr Deutsch zu verbessern (in meiner Anwesenheit machte sie für mich die „Exkursionsführerin“ des Hauses); Herr Tomposchew, Bakyt, der für die Arbeit mit der Jugend verantwortlich ist, und noch eine Reihe anderer Mitarbeiter. Die Mitarbeiter des Deutsch-Kirgischen Hauses organisieren deutsche Sprachkurse für Leute, die nach Deutschland auswandern wollen und auch für andere Interessenten. Sie helfen bei der Zusammenstellung verschiedener Dokumente und stehen immer Rede und Antwort in Fragen der Geschichte und des Lebens der Deutschen in Kirgisien, also helfen ihnen mit Rat und Tat. Aber das Wichtigste ist doch wohl folgendes: Das Haus organisiert warmes Mittagessen für sozial schwache, hauptsächlich ältere Leute, unabhängig von Nationalität, bei denen die Rente (wenn sie welche bekommen) kaum für die Deckung der Kommunkosten ausreicht. Leider gibt es heute in Bischkek mehrere solcher Menschen. Ca. 60% davon sind ehemalige Trudarmisten deutscher Abstammung, die anderen sind Vertreter anderer Nationalitäten. Jeder dieser Menschen besitzt einen besonderen Pass, der ihn berechtigt, hier gepflegt zu werden. Es sind insgesamt 75 Personen, die hier täglich ihr Essen bekommen. 28 von ihnen wird das Essen ins Haus gebracht. Ich habe am Mittag beobachtet, wie in meiner Anwesenheit ca. 25-30 Mensch herbeikamen und sich an einem Fenster eine warme Mahlzeit holten.

Die Leitung und die Mitarbeiter des Hauses tun alles, um das Selbstbewusstsein des deutschen Volkes in Kirgisien aufrechtzuerhalten. Und soweit ich beobachten konnte, vertrauen die Leute ihrem „Deutsch-Kirgischen Haus“, kommen und holen sich Hilfe und Trost, wissen, dass sie nicht allein sind mit ihren Nöten.

Natürlich kam ich nicht nur nach Kirgisien, um mir die allgemeinen Fortschritte oder Mängel und Missstände anzusehen. Auf den Friedhöfen von Bischkek und Luxemburg liegen meine Verwandten, die zu besuchen eines meiner Ziele war. Aber, wenn es auf dem Luxemburger Friedhof schwierig, aber nicht unmöglich war, die nötigen Gräber zu finden, so war es auf dem Friedhof von Bischkek fast unmöglich, das Grab meiner Mutter ausfindig zu machen, obwohl ich die genauen Daten mitgebracht hatte vom Datum der Beerdigung bis zur genauen Angabe des Ortes: Quartal, Reihe und Nummer des Grabes. Hier herrscht genau solch eine Willkür beim Beerdigen wie in der Stadt beim Bauen von Häusern. Überall, wo eine Lücke war, wurde auch ein zusätzliches Grab ausgehoben, so dass von Reihen und Nummern der Gräber keine Rede sein kann. Zudem ist alles so verwachsen, dass es fast unmöglich ist, sich durch das

Gestrüpp hindurchzuzwängen. Wir brauchten zu viert über 2 Stunden, um das Grab meiner Mutter zu finden.

In Bischkek und der näheren Umgebung leben und arbeiten Hunderte meiner ehemaligen Studenten und Kollegen, von denen ich überall mit Jubel empfangen wurde, angefangen vom Eintreffen im Flughafen „Manas“, wo mich Frau Schangerejewa und Frau Abramowa schon mit einem Taxi erwarteten (die mich auch beim Abflug begleiteten und denen ich überhaupt sehr viel zu verdanken habe, und die immer sehr um mich besorgt waren), und vom ersten Tag meines Aufenthalts in Bischkek bis zur letzten Stunde. Ich war jeden Tag voll „ausgebucht“, hatte manchmal 2-3 Termine, d.h. Treffen am Tag. Meine ehemalige Studentin Nurija Semetowa, eines der kratzbürstigsten damals in ihrer Gruppe, die heute in Karakul, Gebiet Dshalal-Abad, Schuldirektorin ist, war extra nach Bischkek gekommen, um mich zu treffen. Sie erinnerte sich mit Dankbarkeit an die Bemerkungen, die ich ihr seinerzeit gemacht hatte. Alle luden mich zu sich ein, machten mich mit ihren Familien bekannt, erzählten mit Stolz über ihre Arbeit. Und ich kann mit Stolz und Freude konstatieren, dass der größte Teil meiner ehemaligen Studentinnen und Absolventinnen unserer Fakultät für Fremdsprachen an der Kirgisischen Staatlichen Universität heute gute Arbeitsplätze innehaben. Also war unsere Fakultät nicht die schlechteste und, wie ein langjähriger Prorektor der heutigen Kirgisischen Nationalen Universität behauptete, nicht nur in Kirgisien, sondern sie war auch in Moskau bekannt.

Auf dieser freudigen Note könnte ich meinen Bericht auch abschließen, aber...

Ich habe in den 4 Wochen meines Aufenthalts in Bischkek viel gehört über die so genannte Revolution in der Stadt und ihre Folgen. Ich kann bis heute nicht verstehen, wie ein Volk, das ich nach 32 Jahren Nebeneinanderlebens zu kennen glaubte, das so fest an seine menschliche Moral hängt, so seine Lehrer und Aksakale verehrt, so sehr nach westlicher Kultur und Bildung strebt, sich zu solch einem wilden Vandalismus herablassen kann. Ich bin selbst der festen Überzeugung – Gerechtigkeit muss sein, Gerechtigkeit muss siegen, doch nicht um solchen Preis! Warum müssen in diesem Kampf mit harter Arbeit geschaffene Werte, schuldlose Gebäude, Kühlschränke, Fernseher und dergleichen daran glauben? Warum nicht seine Wut an die Schuldigen auslassen und sie bestrafen, statt der leblosen Dinge? Was und wer hat das Volk so wütig gemacht? Was hat man ihm angetan, dass es so weit kommen konnte? Hier gibt es doch wohl wie immer mehr Fragen als Antworten. Aber eines möchte ich mit Sicherheit sagen können: Das kirgisische Volk wird den richtigen Weg finden, den Weg zur Gerechtigkeit. Davon zeugen die Fortschritte, die ich hinter dem vielen Negativen, das es noch gibt, sehen konnte.

Und noch etwas. Ich bereue meinen Besuch in Kirgisien nicht, umgekehrt – ich bin froh, dass ich den Schritt gewagt habe, die Strapazen, die Mühe und die materiellen Auslagen waren es wert. Wenn es möglich wäre, würde ich diese Reise noch einmal wagen und es nicht bereuen, denn ich konnte in den 4 Wochen, die ich in Kirgisien verbrachte, nur einen Bruchteil kennen lernen von dem was ich gern kennen gelernt hätte und kennenswert ist.

Deutschland, Dezember 2005